

Dann wird man aber auch endlich die den vier Formen zugeordneten „Weltanschauungen“ nicht direkt mit den Namen ihrer extremen Ausprägungen bedenken, sondern so, daß der jeweils richtige Kern heraustritt.

Damit aber zeigt sich die enge Berührung zu der „aporetischen Methode“ Nikolai Hartmanns, der alle Seinsgebiete auf ihr letztes formales Problem zurückführt. Bei Gramm wie Hartmann öffnet sich damit das letzte Spannungsgesicht des Seins in seinen Bereichen. Aber bei Gramm trägt es die Neigung zu einer positiven Ausgewogenheit, bei Hartmann formt es sich in die Züge des „perennierend Rätselhaften“ (Deutsche systematische Philosophie 340). Das Problem zwischen Mensch als Subjekt und Wahrheit als Objekt ist damit auf das Problem des Kreatürlichen überhaupt zurückgeführt. Die „Gelöstheit“, in der es bei Gramm erscheint, bedarf nur der ausdrücklichen Herausstellung ihres tieferen Grundes: Gelöstheit durch und in Gott. Das „perennierend Rätselhafte“ Hartmanns aber muß die Härte seines „perennierend“ sich lösen lassen in die „Lösung über sich“: als Selbstaufgabe auch und gerade der „tragischen“ Kreatürlichkeit in die Tiefen Gottes. Mensch und Wahrheit binden sich in dieser Ebene der unverstellten Kreatürlichkeit: im augustinischen „transcende teipsum“ und „tolle te a te“ in den Deus incomprehensibilis: über sich hinaus, von sich weg, in Ihn hinein.

Erich Przywara S. J.

Aus der geistigen Werkstatt des Erfinders

Oft kann man der Auffassung begegnen, die meisten Erfindungen seien ein Werk des Zufalls oder ein seltenes Göttergeschenk, das nur einigen wenigen begünstigten Menschenkindern als unverdientes Los zuteil werde. Gewiß ist die Erfindergabe eine Gabe von oben, aber ebenso sehr, ja vielleicht noch mehr die Frucht langjähriger, mühsamer Kleinarbeit. Einen interessanten Einblick in die geistige Werkstatt des Erfinders gewährt uns der als geistreicher Schriftsteller bekannte Professor am Institut de France in seinem zweibändigen Werk

„La Pensée intuitive“¹. Seine Darstellung erweckt zwar öfters den Eindruck, als wandle man in einem Labyrinth, wo man immer wieder auf die Zimmer stößt, die man soeben verlassen hat; doch mag dies an der instinktiven Abneigung des Führers gegen die kurze und klare Begriffssprache liegen.

Wer in die Wissenschaft oder überhaupt in die Geschehnisse der Menschheit schöpferisch eingreift, verfügt über ein reiches Wissen. Der ganze Schatz an gegenwärtigen Kenntnissen auf dem betreffenden Gebiet liegt offen vor seinem Blick. Nicht wie eine tote Materialsammlung; denn der schöpferische Geist verbindet alles mit der lebendigen Gegenwart, haucht ihm seine Seele ein und läßt es so heranwachsen zu organischer Einheit.

Um jedoch auf geistiges Neuland zu stoßen, braucht es vor allem Mut, die Brücken hinter sich abubrechen, alten Denkgewohnheiten den Krieg zu erklären, tausendjährige Überlieferungen in Frage zu stellen. Das Denkmaterial muß gleichsam seiner festen Form entkleidet, wieder in Rohzustand überführt werden. Aus dem Chaos entstehen neue Probleme — Erfinden heißt ja in erster Linie Probleme sehen —, eröffnen sich dem Geiste neue, ungeahnte Zusammenhänge und wecken in ihm das Staunen, die Geburtsstätte neuer Ideen. Das erste Aufleuchten einer Idee, die im Keime schon die Erfindung in sich birgt, offenbart sich im „dynamischen Schema“ (schéma dynamique), in unserer Sprache würden wir sagen, in der dunklen Ahnung, die für das weitere Suchen richtungweisend wird, oder um den von Otto Selz geprägten wissenschaftlichen Ausdruck zu gebrauchen, im antizipierenden Schema. In diesen Schemata oder Bildern — der Ausdruck stammt von Bergson —, die durch keinen Begriff wiedergegeben, höchstens annähernd umschrieben werden können, erfassen wir das reale Sein unmittelbar, intuitiv. Das Sein ist ja nach Bergson schöpferisches Werden — und Le Roy setzt überall die Metaphysik seines Lehrers voraus.

¹ Edouard Le Roy, Membre de l'Institut, Professeur au Collège de France, *La Pensée intuitive*. I: Au delà du Discours; II: Invention et Vérification. 8^e (VII u. 204; 296 S.) Paris 1929/30, Boivin & Cie.

Sich versenken in die Ideengeschichte der Vergangenheit sowie sympathisches Miterleben der Gegenwart lassen uns die treibenden Momente im geistigen Werden der Menschheit überhaupt erfassen, in dem unser eigenes Schaffen nur ein Wellenspiel bedeutet, das aber als solches die Gesamtentwicklung weiterträgt. Dem erfinderischen Geist bietet alles seine hilfreiche Hand, angefangen vom unscheinbarsten Vorgang in der Natur bis hinauf zu den großen Geschicken der Völker. Hier zeigt sich der große Unterschied zwischen dem wahrhaft genialen Erfinder und dem bloßen Vielwisser. Während der letztere gleichsam erdrückt wird von seiner Last, nimmt der erstere nur soviel auf, als er für seine Ziele benötigt. Mit andern Worten, alles fällt unter sein Blickfeld, aber er beachtet nur das, was ihn weiterbringt in seinem Suchen, alles wird im Licht seiner großen Idee geprüft und dementsprechend gleich verworfen oder in den vorhandenen Gedankenkomplex verarbeitet. Gedächtnis und synthetische Kraft ergänzen sich gegenseitig.

Die kostbarste Mitgift des Erfinders, die ihn befähigt, aus dem chaotischen Material wiederum neue Gestalten entstehen zu lassen, ist die schöpferische Phantasie; sie erzeugt die dynamischen Schemata. Daher spielt sie auf allen Gebieten, selbst auf dem abstrakten der Mathematik, wenn etwas wirklich Neues gefunden wird, eine unersetzliche Rolle. Daß die Handhabung der geistigen Werkzeuge, der Denkregeln, der Experimentiermethoden usw. zu einer gewissen Virtuosität gelangt sein muß, versteht sich von selbst; all dies soll ja das jederzeit gefügige Hilfsmittel zur Verwirklichung der Idee bilden. Endlich ist dem genialen Erfinder eine hochgradige Sensibilität zu eigen. Nicht bloß sein kalter, berechnender Verstand darf beim Suchen beteiligt sein, nein, der ganze Mensch muß im wörtlichen Sinn Aug' und Ohr, muß stets auf der Lauer, muß immer abgestimmt sein wie eine feine Antenne, die auch die leisesten Erschütterungen wahrnimmt. Allen Eindrücken von innen und außen steht der Forscher beständig offen, freilich nicht wahllos und willkürlich, sondern, wie schon oben angedeutet, immer geleitet von seinem „Bilde“, das ihm als Stern voranleuchtet. Daß eine

solche Seelenhaltung hohe Anforderungen an die Nervenkraft stellt, daß sie selbst zu einem Zusammenbruch führen kann, wird nicht geleugnet — die Geschichte der Wissenschaft verzeichnet mehr als ein Beispiel —, aber das eine braucht das andere nicht notwendig nach sich zu ziehen.

Alles, was bisher geschildert wurde, bildet eigentlich erst die Vorarbeit, das Heranschaffen und Sichfassen des Materials. Jetzt beginnt das Versuchen und Kombinieren, das Verschmelzen der Bruchstücke zur neuen Form, in der die dunkle Idee, das „Bild“, eine konkrete Gestalt gewinnen soll. Perioden intensivster geistiger Arbeit wechseln ab mit scheinbarem Nichtstun, diskursives Denken mit intuitivem Erfassen. Alle diese Stadien des geistigen Gärungsprozesses durchdringen sich übrigens beständig, wie ja auch die Materialsammlung schon ein direktes Arbeiten an der neuen Form war. Der ganze Prozeß kann Monate oder auch Jahre dauern, bis eines Tages, vielleicht ganz unvermutet, die Lösung sich einstellt. Eine solche Stunde kann den Forscher in eine wahre Ekstase versetzen, so daß er die ganze Welt um sich herum vergißt; er ist geblendet vom Licht, das ihn nun so plötzlich umfängt. Die Intuition, die als „schéma dynamique“ den ersten Weg gewiesen, die dann durch das diskursive Denken und die empirischen Untersuchungen gleichsam verdrängt wurde, hat wieder den Vorrang. Alle die einzelnen Strahlen, die während des mühsamen Marsches da und dort aufflackerten, faßt sie nun in einem einzigen leuchtenden Strahlenbündel zusammen.

Ist damit das Ziel erreicht? — Wenn die Intuition echt ist, so ist sie notwendig Intuition des Wahren, da sie ja unmittelbare Erfassung des Seins ist. Aber gerade diese Echtheit muß erst noch nachgeprüft werden durch die Tat. Die Erfindung hat uns der Wahrheit, die wir uns nach Le Roy freilich nicht als ruhendes Ziel denken dürfen, näher gebracht, wenn sie einerseits der wissenschaftlichen Kritik standhält, andererseits — und darauf wird besonderes Gewicht gelegt — sich als fruchtbar erweist, indem sie neue Ausblicke eröffnet. Unsere Gewißheit ist kein fertiger, in sich geschlossener Zustand; denn das Leben, das Denken setzt seine Höherentwick-

lung beständig fort, ohne zu einem letzten Grenzpunkt zu gelangen. Aber wir sind auf dem richtigen Weg, wir besitzen die Wahrheit, wenn unser Denken sich einfügt in die schöpferische Entwicklung des Seins selbst, wenn unser Resultat gleichsam ein Trittbrett bildet für einen weiteren Aufstieg. „Der Wahrheit gewiß sein heißt, ohne Stillstehen und ohne Abbiegen der Gedankenbewegung folgen, die sie konstruiert und weiterträgt von Resultat zu Resultat.“

Diesen letzten Ausführungen wird man mit einigem Vorbehalt beistimmen können, solange es sich um bloß empirische Untersuchungen handelt. In diesen gelangt unser Menschengestalt nie zu einem letzten Abschluß, weil die Materie ihm immer ein letztes, undurchdringliches Dunkel entgegenstellt. So werden manche physischen Gesetze immer vorläufige bleiben. Ebenso werden wir mit unserem endlichen Verstand nie die letzten Gründe des Seins restlos aufhellen können. Aber Le Roy geht bewußt weiter. Nach ihm gibt es überhaupt keine feststehende Wahrheit, keine *veritas prima*, subsistens und darum auch keine ewig gültigen Denk- und Seinsgesetze. Damit ist Gott als der unveränderliche Grund alles Seins und Denkens geleugnet oder was dasselbe bedeutet, der Primat des Werdens vor dem Sein ausgesprochen. Damit zeigt sich Le Roy wiederum als das ganz treue Sprachrohr seines Meisters Bergson, auf den er sich immer wieder ausdrücklich beruft. Leider stellt er sich durch diese Auffassungen — wohl ohne es beabsichtigt zu haben — in Widerspruch nicht bloß zur traditionellen Philosophie, sondern auch zur katholischen Glaubenslehre. So erklärt es sich, warum das kirchliche Lehramt zu dem Werk Stellung nahm. Am 27. Juni 1931 wurde es auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt.

Maximilian Rast S.J.

Encyclopaedia Iudaica.

Es ist ein charakteristischer Zug unserer Zeit, daß sie nach einer Epoche unvergleichlichen Wachstums der wissenschaftlichen Forschung in die Breite und Tiefe nunmehr das Bedürfnis fühlt, die Ergebnisse auf den Einzelgebieten in enzyklopädischer Form zusammenzufassen, einmal um die erarbeiteten Er-

kenntnisse zu sichern und übersichtlich darzubieten, dann aber auch, um der wissenschaftlichen Arbeit der Zukunft Richtung und neue Ziele zu weisen. Diese Aufgaben für die verhältnismäßig junge Wissenschaft vom Judentum zu leisten, hat sich eine neue, großangelegte lexikalische Unternehmung zum Ziele gesetzt: die *Encyclopaedia Iudaica*, die, seit 1928 erscheinend, mit bisher 8 Bänden bereits zur Hälfte vollendet vorliegt¹. Da die beiden ersten und zugleich letzten großen Versuche ähnlicher Art, die amerikanische „*Jewish Encyclopedia*“ und die russische „*Jewrejskaja Enziklopedija*“, schon 1906 bzw. 1913 zum Abschluß kamen, ist die neue Enzyklopädie das erste Sammelwerk, das eine Gesamtschau der tiefeinschneidenden Entwicklungen und Verschiebungen im Judentum während der Kriegs- und Nachkriegsjahre bietet.

An der Bearbeitung der etwa 4000 Stichwörter des Nomenklators beteiligten sich mehrere hundert Mitarbeiter aus aller Herren Ländern, wobei Vorsorge getroffen ist, daß durch große, systematische Rahmenartikel der Zusammenhang und Ausgleich der von so vielen verschiedenen Autoren beigebrachten Einzelheiten gewährleistet wird. Gerade die Rahmenartikel, die teilweise den Umfang größerer Abhandlungen erreichen, verleihen der neuen jüdischen Enzyklopädie eine über die engeren Interessen des Judentums weit hinausreichende Bedeutung. Da sind zunächst die großen biblischen Gestalten, wie Adam, Abraham, Hiob, Daniel, deren Stellung in Bibel, Talmud, Midrasch, Apokryphen und Kabbala jeweils eingehend gewürdigt wird. Dazu die Artikel über außerbiblische führende Persönlichkeiten, wie Hillel, Ibn Esra usw., bis zur legendären Gestalt Ahasvers, ganz abgesehen von den kürzeren Biographien, die zusammen mit topographischen Notizen usw. über jüdische Ortsgemeinden den Hauptteil der Kleinartikel bilden. Dann kommen die geographisch - paläographisch wichtigen Länder, wie Assyrien, Babylonien, Ägypten (vgl. auch „Ausgrabungen und Funde“), denen sich die nach Kontinenten und Ländern geschiedene Darstel-

¹ Verlag Eschkol A.-G., Berlin, 4^o, jeder Band ca. 1230 Spalten, geb. M 50.—